



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Litteratur

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Litteratur

Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert. Von Heinrich von Treitschke. Fünfter Teil. Leipzig, Hirzel, 1894

Nach längerer Pause, nachdem der vierte Band schon 1889 erschienen war, tritt Treitschke jetzt mit einer ausführlichen Darstellung der Übergangsjahre vom Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. bis zum Ausbruch der Märzrevolution 1848 hervor. Die Eigentümlichkeiten seiner Darstellung, die starke Hervorhebung und die glänzende Charakteristik der Personen, die sorgfältige Behandlung auch der innern, namentlich der litterarischen, künstlerischen und volkswirtschaftlichen Entwicklung, das energische Hervortreten des persönlichen Urteils und der persönlichen Teilnahme an den erzählten Dingen, das gewiß oft den Eindruck der Voreingenommenheit macht, aber auch dem Ganzen einen warmen Ton giebt, endlich die reine, kräftige und volltönende Sprache, das alles findet sich auch in diesem Bande, obwohl im Stoffe selbst nichts großartiges liegt. Doch scheint uns das Urteil Treitschkes milder geworden zu sein als früher. Daß Preußen durchaus im Vordergrunde steht, liegt in dem Plane des Werkes und in der Natur der Sache; im Verhältnis dazu treten die kleinern deutschen Staaten sehr zurück, obwohl z. B. die bairischen Händel, die sich an den Namen der Lola Montez knüpfen, sehr ausführlich erzählt werden. Die Hauptgestalt in dem ganzen farbenreichen Gemälde ist Friedrich Wilhelm IV., die Darstellung seines Wesens und seiner Politik gehört zu dem glänzendsten und zugleich tiefsten, was Treitschke geschrieben hat. Mit Meisterschaft sind die Kapitel „Realismus in Kunst und Wissenschaft“ und „Wachstum und Siechtum der Volkswirtschaft“ behandelt. Aber in dem ganzen reichen Gemälde einer Zeit der wachsenden Gährung fehlt es an einem, und das vollendet den Eindruck des Tragischen: an einem großen Staatsmanne, und ganz besonders darum hat die Bewegung ihr Ziel verfehlt.

Möge es dem Verfasser, der nun schon das sechzigste Lebensjahr überschritten hat, und von dessen Buche niemand scheiden kann, ohne im Innersten ergriffen zu sein, vergönnt sein, in den beiden letzten Bänden nach dem Scheitern der nationalen Hoffnungen auch ihre großartige Erfüllung zu schildern mit jener Farbenpracht und Wärme, über die unter den lebenden deutschen Historikern keiner so verfügt wie er. Dann wird er ein unvergängliches Nationalwerk geschaffen haben, denn er ist dem Stoffe kongenial, wie kein zweiter Historiker. Wie die feinsinnige Auffassung, die liebevolle Kleinmalerei Ranke's für die Zeiten der absoluten Fürstenmacht mit ihrem Überwiegen monarchischer und aristokratischer Persönlichkeiten vorzüglich paßte, so Treitschkes tiefes Pathos und seine schwungvolle Rhetorik für die Darstellung einer Zeit, die aus trübem Wirrsal endlich das deutsche Reich als eine Schöpfung der tiefsten nationalen Bewegung und genialer Männer entstehen sah, und die uns nicht nur zeitlich, sondern auch innerlich noch viel zu nahe liegt, als daß wir sie mit der kühlen Objektivität Rankischer Kunst geschildert sehen möchten.

Die Ansprachen des Fürsten von Bismarck 1848 bis 1894. Herausgegeben von Heinrich von Poschinger. Mit dem Bildnis des Fürsten. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, Deutsche Verlagsanstalt, 1895

Der Herausgeber bezeichnet diese Sammlung als eine Ergänzung zu der Kohl'schen Ausgabe der politischen Reden Fürst Bismarck's. Denn während uns jenes monumen-

tale Quellenwerk die Reden bringt, die der Fürst Bismarck in parlamentarischen Körperschaften als Abgeordneter oder Minister gehalten hat, hat Poschinger hier alles das zusammengestellt, was Bismarck seit 1848 und auch nach seiner Entlassung, bis zum Empfange der Westpreußen in Varzin am 23. September 1894, bei den verschiedensten Gelegenheiten außerhalb der Parlamente, amtlich und als Privatmann gesprochen hat. Es sind darunter ebenso gut Ansprachen an Deputationen, als amtliche, hochpolitische Kundgebungen, wie vor allem die Erklärungen des Fürsten auf dem Berliner Kongreß 1878, größtenteils Äußerungen, die bisher noch niemals durch den Druck veröffentlicht worden waren. So zieht auch vor dem Leser dieses Buches die ganze Geschichte einer tieferregten Zeit vorüber. Etwas überwältigendes hat die Betrachtung der langen Reihe von Kundgebungen seit dem März 1890; auf der einen Seite die Zeichen einer unauslöschlichen Dankbarkeit und Verehrung, auf der andern der sichere Takt, mit dem der Fürst immer so spricht, wie es die jeweilige Situation erfordert. So ist das ganze, und vor allem der zweite, größere Teil — zwei Drittel des Bandes — die Ansprachen seit 1890, zugleich ein Beleg für die ungeschwächte geistige Kraft des gewaltigen Mannes und ein Ehrendenkmal für das deutsche Volk.

Weiläufig sei die Frage erlaubt, ob es nicht besser gewesen wäre, die französisch gehaltenen Ansprachen auf dem Berliner Kongreß auch französisch zu geben, statt nur in der Übersetzung. Ungleich ist die Schreibung der russischen Eigennamen; der Herausgeber schreibt Gortschatow, daneben aber jedenfalls nach dem französischen Texte und daher in der schwerfälligen französischen Form Schouvaloff statt Schuwalow. Die einzig zulässige Art der Wiedergabe ist hier nicht die Schreibung nach der Aussprache, sondern die buchstäbliche Übertragung, soweit das zwischen Russisch und Deutsch überhaupt möglich ist. Sonst kommt man zu den seltsamsten Formen. Kein Druckfehler, sondern ein Lesefehler ist es, wenn Seite 23 und ebenso im Register der Leipziger Stadtverordnete Professor Dr. Windermann heißt; es ist der noch lebende greise Historiker Professor Wiedermann gemeint.

Reisestudien und Skizzen. Von Karl Seefeld. Graz, Leuschner und Lubensky, Universitätsbuchhandlung, 1895

Die Reisestudien Seefelds umfassen ein ziemlich weites Gebiet, sie reichen bis Kopenhagen im Norden, bis zur österreichischen Riviera im Süden, sie schließen Alpenwandern und Bilder aus allerhand Sommerfrischen ein, enthalten aber vor allem andern eine Reihe inhaltreicher „Pariser Studien“ aus den Jahren 1887 und 1888. Diese Studien weichen im Ton von den üblichen und weitverbreiteten feuilletonistischen Verherrlichungen des Pariser Lebens ab, sie sprechen Wahrheiten aus, von denen das internationale Volkstummlertum, das in Paris seine heilige Stadt verehrt, nichts wissen will, ohne dabei gegen irgend einen wirklichen Vorzug der Franzosen und des Parisertums blind oder unzugänglich zu sein. Da gerade aus Österreich eine gute Anzahl der unsinnigsten und geschmackloseten Lobpreisungen französischer Sitten, Zustände und Menschen kommt, so verdient die ruhige, durchaus sachliche Art, mit der Seefeld seine Eindrücke wiedergibt, alle Beachtung. „Daß die Studien, heißt es in der Einleitung, die Verhältnisse nur im allgemeinen darstellen, also Verallgemeinerungen enthalten und Ausnahmefälle zulassen, ist eigentlich selbstverständlich und liegt in der Natur volkpsychologischer Arbeiten. Dies bitte ich bei der vorliegenden, auf jahrelanger Beobachtung beruhenden Darstellung nicht aus dem Auge zu verlieren: die darin angeführten That-

sachen sind nicht weniger wahr, die daraus gezogenen Schlussfolgerungen nicht weniger stichhaltig, wenn sie auch nicht immer mit den Erfahrungen oder vielleicht auch nur mit den Wünschen des einen oder andern Lesers übereinstimmen sollten.“ Die Beobachtungen des Verfassers beziehen sich einerseits auf die Fortdauer des Deutschenhasses und der Deutschenhege, andererseits auf allgemeine Eigenschaften der Franzosen, auf Mißstände und Beschwerden des Pariser Lebens, die dicht neben den gepriesenen, auch von Seefeld anerkannten Vorzügen stehen. Der Großartigkeit der Verhältnisse, der Mannichfaltigkeit der Erscheinungen in Paris, der hohen Intelligenz der Franzosen, der Genialität ihres Unternehmungsgeistes läßt der Verfasser alle Gerechtigkeit widerfahren, aber er seufzt hörbar über den „gänzlichen Mangel an Treu und Glauben, die oberflächliche, alles bewinkelnde und verunglimpfende Art der Pariser, ihr theatrales und prahlerisches, hinter hochtönendem Wortschwall eine absolute Armut des Gemütslebens verbergendes Wesen, ihre unausgesetzte Selbstberäucherung; die mit gänzlicher Unkenntnis der Verhältnisse gepaarte Ungerechtigkeit und Böswilligkeit; ihre Streitsucht, ihr lärmendes, wüßtes Treiben, ihren Hang zur Unreinlichkeit und Unordentlichkeit,“ eine hübsche Musterkarte, die freilich bei einem Monatsaufenthalt in der französischen Hauptstadt nicht vollständig nachgeprüft werden kann.

Aus dem modernen England. Eine Auswahl Bilder und Eindrücke von Gustav F. Steffen. Mit 134 Textillustrationen und 11 Tafeln. Aus dem Schwedischen von Dr. Oskar Rejher. Leipzig, Höbbling, 1895

Ein vortreffliches Buch, von dessen Lektüre man sich nicht durch die an englische Witzblätter erinnernde Karrikatur auf dem Titelblatte abschrecken lassen darf. Der schwedische Schriftsteller hat es verstanden, die Fülle von Eindrücken, Bildern und Betrachtungen, die er im Laufe von zwölf Jahren in England gesammelt hat, übersichtlich zu ordnen und in fesselnder Darstellung dem Leser vorzuführen. Man merkt es jeder Seite an, daß er nur Selbsterlebtes und Selbstgedachtes verarbeitet hat; wo er das Urteil anderer benutzt, um englische Zustände von allen Seiten zu beleuchten, geschieht das nie ohne gewissenhafte, oft ziemlich scharfe Kritik. Es sind im Grunde keine Lobpreisungen, die wir hier von England, insbesondre von London erhalten; der Verfasser durchschaut mit scharfem Blick die vielfachen Schäden und Gebrechen der englischen Gesellschaft, und die Gastfreundschaft, die er in England erfahren hat, hindert ihn nicht, John Bull oft gründlich die Wahrheit zu sagen.

Er behandelt den reichen Stoff in fünf Teilen. Im ersten entrollt er eine Reihe interessanter Bilder aus der Weltmetropole an der Themse. Er vergleicht London mit Paris und stellt die Gegensätze in ein helles Licht. „Paris und London liegen beide an breiten Strömen, doch mit dem Unterschiede, daß die Seine Paris verschönert und sozusagen veredelt, während die Themse nur dazu mithilft, London noch schmutziger und materialistischer zu machen, als es sonst vielleicht sein könnte. Die Seine ist ein wirklich majestätischer, welthistorischer Fluß, der der Landschaft, durch die er sich windet, eine poetische Stimmung verleiht. Die Themse bei London ist nur ein Meeresarm, der einen ungeheuren Hafen bildet.“

Immer anschaulich, frisch, humorvoll plaudernd führt uns der Verfasser durch das Londoner Straßenleben in die großen Verkaufsläden des Westends, nach der City, dem Mittelpunkt des Welthandels, zu den butecasts in das Eastend. Er macht uns auch mit den Führern der neuen englischen Arbeiterbewegung John

Burns, Tom Mann und Ben Tillet bekannt, die den sozialreformatorischen Bestrebungen Englands eine gewisse Ordnung und Stetigkeit gegeben haben. „Der englische Sozialismus hat schon seit langer Zeit aufgehört, rote Fahnen zu schwenken und auf den Straßen zu lärmen. Er hat sich zu einer weitverzweigten Kraft verwandelt, die im stillen, wo man es am wenigsten ahnen möchte, eine langwierige, schwere Arbeit verrichtet, zu einer Kraft, die nur langsam, doch wirklich praktisch und mit voller Siegesgewißheit weiter wirkt.“

Im zweiten Teil, der uns „John Bull zu Hause“ vorführt, finden sich Cabinetstücke feiner, geistvoller Darstellung, vor allem da, wo der Verfasser seine Eindrücke aus der englischen Häuslichkeit wiedergibt, die Geistlosigkeit des geselligen Lebens geißelt und den Gesellschaftsfez schildert. „Der echte Londoner Snobb würde es als Beleidigung aufnehmen, wenn man ihm sagte, er habe Talent für etwas andres, als seine eigne Talentlosigkeit zu bewundern. Sein tölpelhaftes Selbstbewußtsein in Damengesellschaft, seine Unfähigkeit, länger als höchstens zwei Sekunden ungenirt und angeregt auszugehen — das ist bei ihm chic.“ Ebenso fesselnd und belehrend sind die Schilderungen, die der Verfasser im dritten Teile des Buches von der politischen Welt Englands entwirft. Der vierte Teil enthält eine Zahl lehrreicher Skizzen aus dem geistigen Leben des englischen Volks, und im letzten finden wir einen wertvollen Überblick über die gegenwärtigen Zustände der Kunst, der Litteratur und des Theaters in England.

Die Übersetzung ist so gut, daß man glaubt, ein Original zu lesen. Wir können daher das Buch allen, die sich auf angenehme und anregende Weise eine Vorstellung von den heutigen englischen Verhältnissen verschaffen wollen, nur empfehlen.

Eduard Mörike als Gelegenheitsdichter. Von Rudolf Krauß. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt, 1895

Die Mitteilungen aus dem engeren Lebenskreise des schwäbischen Dichters bestätigen, was sich aus seinen Gedichten schon längst erkennen ließ, daß Mörike, wie jeder echte Dichter, einen improvisatorischen Gang und Zug in sich trug, gern dem Augenblick ein poetisches Opfer brachte und die gewöhnlichsten und einfachsten Dinge, wie Krauß sagt, auf eine ideale Stufe erhob. Die vorliegende Schrift reiht am Faden einer Erzählung von Mörikes Leben und längerer Erörterungen über sein Verhältnis zu zahlreichen Freunden und Bekannten eine große Anzahl von Gelegenheitsdichtungen, Improvisationen und launigen Einfällen an einander, die nach der Anschauung des Herausgebers eine Ergänzung der Mörikschen Gedichtsammlung und einen Beitrag zur Biographie liefern sollen. Im Vorwort sagt der Verfasser: „Hat Mörike (der die Veröffentlichung dieser Gelegenheitsgedichte nicht wünschte) zu Lebzeiten die Befürchtung hegen müssen, daß das Bekanntwerden von Minderwertigem seinem Namen schaden könne, so ist sein Ruhm gegen eine solche Gefahr geschützt. Vielmehr wird auch das Geringfügige dankbar hingegenommen werden, weil es eben von Eduard Mörike herrührt, und weil schon darin die Bürgerschaft liegt, daß auch dem vergleichsweise Unbedeutenden immer noch eine absolute Bedeutung zukomme.“ Wir möchten uns lieber auf die Seite des Dichters stellen, der recht wohl gewußt hat, warum er die in guter Stunde umhergestreuten poetischen Blätter weder gesammelt noch gedruckt haben wollte. Unleugbar haben einzelne dieser Gelegenheitsgedichte großen Reiz, und andre beleuchten persönliche Beziehungen Mörikes in dankenswerter Weise. Auch mag es eine Mörikegemeinde geben, der

schließlich alles willkommen ist, was ihren Eindruck von der Persönlichkeit des Dichters erweitern hilft. Im Prinzip aber erklären wir uns dagegen, daß alles veröffentlicht wird, was man erreichen kann. Und wenn alle Philologen der Welt noch so sehr für die Vollständigkeit um jeden Preis eintreten, der beste Dienst, den man einem Dichter leisten kann, bleibt die Auswahl, namentlich dann, wenn er sie mit seinem Künstlerinn selbst getroffen hat.

Jugenderinnerungen eines deutschen Theologen. Bremen, M. Heinsius Nachfolger, 1894

Ein Teil der in diesem Buche entrollten anschaulichen und anziehenden Bilder ist so eng mit der Persönlichkeit des Erzählers verflochten, daß man diesen kennen muß, um sie recht genießen zu können. Gälte dies von dem ganzen Buche, so käme der Rezensent in Verlegenheit. Denn dann könnte er sich eben nur an solche wenden, denen der Verfasser persönlich bekannt ist, und die sein Antlitz trotz der Maske der Anonymität leicht herauserkennen werden; und ob gerade solchen diese Zeilen vor Augen kommen werden, ist mindestens zweifelhaft. Aber so steht die Sache doch nicht, vielmehr haben diese Jugenderinnerungen so viel objektiven Wert, daß sie, sobald sie nur bekannt werden, über den Kreis der Freunde, Bekannten und etwaigen Feinde des Autobiographen hinaus auf dankbare Leser rechnen können. Allerdings sind sie nicht für das sogenannte große Publikum berechnet; aber wer entweder Rheinländer ist oder sich für rheinische Dinge (z. B. für die rheinische Universität oder für den rheinischen Katholizismus) interessirt, oder gar Theologe ist, oder sich für die neuere Geschichte der protestantischen Theologie interessirt, wird hier Einzelheiten genug finden, die geeignet sind, seinen Anschauungskreis zu erweitern, ja sein Gemüt anzusprechen und anzuregen. Einen breiten Raum nehmen in dem Buche Anekdoten ein. Aber deshalb ist es nicht zu tadeln; eine ausführliche und konkret gehaltne Biographie muß teilweise von Anekdoten leben. Daran aber, daß hier die Anekdote allein herrschte, fehlt viel. Wie wenig das der Fall ist, zeigen namentlich die beachtenswerten topographischen, geographischen und geschichtlichen, auch kulturgeschichtlichen Notizen des Erzählers. Mag er uns nach dem bergischen Wupperfeld führen, wo er (1832) geboren ist, oder nach Flammersheim, Münstereifel und Duisburg, wo er seine Gymnasialbildung erhielt, oder nach Bonn, wo er studirt hat, oder nach Neuwied, überall werden wir mehr oder weniger genau im Stile des Historikers und des psychologischen Beobachters über die Vorgeschichte, den Volkscharakter und die gesamte Physiognomie der Ortschaften unterrichtet. Wer interessirt sich vorweg für das rheinische Dorf Flammersheim? Aber sofort zwingt uns der Verfasser dazu, wenn er uns erzählt: „Hier war eine der berühmten Villen Karls des Großen, deren Bewirtschaftung uns aus seinem Capitulare de villis bekannt ist. Aus dem Familienbesitz der fränkischen Könige ging Flammersheim über in den Besitz der rheinischen Pfalzgrafen.“ Besondere Aufmerksamkeit verdient der Abschnitt über die Universität Bonn, der dem Theologen eine genaue Charakteristik von Männern wie Richard Rothe, Albrecht Ritschl, F. P. Lange, L. Diesel u. a. bietet, aber auch E. M. Arndts und Dahlmanns gedenkt, vor allem jedoch den alten begeisterten Burschenschaftler zu Worte kommen läßt. Er schildert nicht nur die Alemannia, der er selbst angehörte, sondern auch die übrigen Korporationen und den Charakter der Bonner Studentenschaft überhaupt, wie er sich ihm zur Zeit seines Studiums darstellte und seitdem entwickelt hat. Über das ganze Buch ist ein poetischer Hauch verbreitet, und dieser steigert

sich noch in den angehängten, zum Teil sehr schönen und formvollendeten deutschen (und lateinischen) Gedichten, von denen manche an den Orten, an denen sie entstanden sind und die sie betreffen, ins Volk gedrungen sind und von diesem gesungen werden, ein Erfolg, dessen sich nur wenige Dichter unsrer Zeit rühmen können.

H(ans) v(on) D(ombrowski), Der Seekadett. Kiel und Leipzig, Lipsius und Tischer

Eine mit jugendlicher Frische und Lebendigkeit geschriebne Darstellung der so zu sagen typischen Erlebnisse des Verfassers von seinem Eintritt in die kaiserliche Marine bis zur Beförderung zum Unterleutnant. In bunten, wechselnden, nicht selten humoristisch gefärbten, aber immer von Begeisterung für den erwählten Beruf beseelten Schilderungen führt der junge Seemann das Leben in der Marineschule und auf dem Schulschiff, in Kiel und auf den Kreuzfahrten in den heimischen Gewässern, im Mittelmeer und endlich in Westindien vor und verwebt damit gelegentlich technische Belehrungen. Ein Anhang giebt die Bestimmungen über die Ergänzungen des Seeoffiziercorps. Beigegeben ist eine große Anzahl von Bildern in Federzeichnung oder Tuschanier nach den Originalen des Verfassers. Alle zeugen von scharfer Beobachtung und einem flotten Stift, doch sind sie von verschiedenem Wert, manche sehr skizzenhaft, andre von drolliger Laune und dann zuweilen mehr für eine Kneipzeitung als für ein Buch geeignet. Aber die Arbeit scheint auf der Marine, namentlich bei den jüngern Herren, viel Beifall gefunden zu haben, und sicher wird jeder, der etwas von unsrer Flotte und ihrem trefflichen, pflichttreuen und fröhlichen Offiziercorps gesehen hat, und auch mancher andre, mit Vergnügen dem Stift und der Feder des Verfassers folgen und die Überzeugung mit fortnehmen, daß die Erziehung unsrer jungen Seeoffiziere nach allen Seiten, in militärischer und nautischer, wissenschaftlicher und gesellschaftlicher Hinsicht, eine vorzügliche ist und geeignet, ganze Männer zu bilden.

Deo Patriae Littoris. Gesammelte Vorträge und Aufsätze von Ferdinand Sander. Breslau, Gottwalt Sperber, 1894

Unter dem glücklich gewählten Titel, den man zugleich als Leitwort unsrer deutschen Schule, vor allem des Gymnasiums, bezeichnen könnte, bietet der Verfasser hier eine Sammlung von zehn Aufsätzen und Vorträgen, denen er noch eine zweite Reihe folgen zu lassen gedenkt. Überall sprechen aus dem Werke Glaubensfreudigkeit, Liebe zu Vaterland und Herrscher und reinsten wissenschaftlicher Sinn, und so schließt sich die an sich zusammenhanglose Sammlung für den Leser zusammen zu einem Charakterbilde des trefflichen Mannes, der hier zu unsern Herzen redet. Besonders angenehm berührt an den ersten Aufsätzen, daß ein Mann, der Luther und Hutten so verstanden hat, wie der Verfasser, doch gleich dem auch von ihm besprochenen Werke des Marsilius von Padua stets als ein Anwalt des Friedens allem konfessionellen Hader gegenüber auftritt. Für den kunstverständigen Sinn Sanders spricht ein anziehender Vortrag über die Heimat der gotischen Baukunst, für seinen geschichtlichen Blick der Aufsatz über die Aufhebung des Edikts von Nantes, neben dem Vortrag über Luthers Lehre wohl das beste in dem Bande. Auch die drei Festreden über die Kaiser des neuen deutschen Reichs werden, obwohl es Gelegenheitsreden sind, namentlich auf junge Herzen ihre Wirkung nicht verfehlen. Der letzte Aufsatz über die mythische Insel Atlantis stört etwas den Charakter des Buches (wenigstens in dem litterargeschichtlichen Teile), doch wird

auch diese Arbeit in ihrer fleißigen Zusammenstellung jedem, der sich über die Behandlungen und Beurteilungen dieses viel erklärten und umdichteten Sagenstoffes unterrichten will, ein guter Führer sein.

Zwischen den Zeilen. Dies und das für besinnliche Leute von Arthur Bonus. Heilbronn, Eugen Salzer, 1895

Wir können uns von Herzen freuen, daß noch solche Bücher wie das hier genannte geschrieben werden, noch mehr könnten wir uns freilich freuen, wenn ein solches Buch recht viele dankbare Leser fände. Wenn wir aber dazu anregen wollen, das Buch zu beachten, so wird man uns nach dem Inhalt fragen. Wie sollen wir aber von dem einen rechten Begriff geben? Das treffliche Buch läßt sich wohl den Schriften Hermann Dejers (die wir wiederholt warm empfohlen haben) vergleichen,\*) aber es ist doch auch von diesen ziemlich verschieden. Dieser giebt am liebsten eine köstliche, runde kleine Erzählung, für die es eines vollen Herzens und eines offenen Blicks bedarf, um zwischen den Zeilen zu lesen. Bei Bonus finden wir mehr Parabel und Allegorie, und er selbst geht uns meist freundlich an die Hand, das in dem Gleichnis gegebne Rätsel zu lösen. Trefflich versteht er es auch, einfachen Märchen des Volks durch eine tiefere Deutung neuen Reiz zu verleihen, uns auch da anzuleiten, zwischen den Zeilen zu lesen (Die Wunderblume, Hans im Glück). Was da nun zu lesen ist? Ja, darüber ließe sich sehr viel sagen, man kann aber auch eine kurze Erklärung geben, und zwar die: Bonus hat selbst verstanden, zwischen den Zeilen zu lesen, nämlich zwischen denen der Bibel, des Buches der Natur und anderswo, ja er vergleicht sich selbst dem asketischen Baume, der sich zwischen die Steinzeilen des alten Gemäuers klammert. Und was wir wiederum zwischen den Zeilen seines Buches lesen, das ist Christentum und immer wieder Christentum. Aber bald hören wir einen Geist reden, der in die Tiefen der Theologie eingedrungen ist und das Menschenherz erforscht hat durch und durch, bald spricht freundlicher Kinderglaube, bald vom thätigen Christentum erfüllte Menschenliebe und Lebensfreudigkeit zu uns, bald hält uns ein Dichtergeist gebannt von reicher Phantasie. Und dazu sind diese Gedankenperlen in klassische Sprachform gefaßt.

Möge das Buch viele Weihnachtstische schmücken! Wer es einmal gelesen hat, wird es nicht als erledigt beiseite legen, sondern wird sich immer wieder daran erquicken, oder wo er hie und da beim ersten Lesen auf einen kühnen Gedanken anstieß, zu neuem Forschen angeregt, immer mehr zwischen den Zeilen lesen lernen. Vor allem aber möge es nicht nur für besinnliche Leute eine labende Speise, sondern auch für die so viel zahlreichern unbessinnlichen eine heilsame Arznei sein. Etwas mehr Besinnlichkeit könnte unsrer Zeit gewiß nichts schaden!

\*) Seine „Gedanken des Herrn Archemoros“ sind soeben schon in dritter Auflage erschienen.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig  
Verlag von Fr. Wih. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig